

Der Reisekamerad [Fortsetzung]

Autor(en): **Päivärinta, Pietari**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **15 (1925)**

Heft 31

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644476>

Nutzungsbedingungen

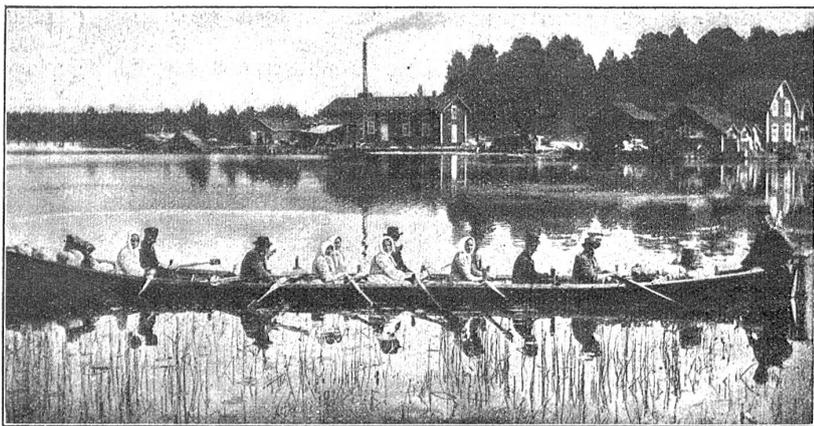
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Kirchboot in Inner-Sinnland.

Wehrpflicht der Staatsbürger vom 17. bis 45. Jahre. Der aktive Dienst beginnt mit dem 20. Jahre und dauert 12 bis 15 Monate. Die Friedensstärke der Armee ist rund 30,000 Mann. Die Kriegskraft des Landes erhöht sich durch eine freiwillige Organisation (Bürgerwehr), die ungefähr 100,000 Mann umfaßt. Diese Schutzgarde ist dem Präsidenten unterstellt.

Auch die Frauen sind straff organisiert. Finnland ist das erste Land, das seinen Frauen das Stimmrecht gönnte. Dies in Anerkennung der wertvollen patriotischen Leistungen der beiden Frauenvereinigungen, die zur Zeit des Zarismus und des kommunistischen Ansturmes die Freiheit erkämpfen halfen. Die eine Organisation trägt den Namen „Martha“ und widmet sich den Bildungsbestrebungen der Frau für Küche und Kind, Familie und Heim. Überall zu Stadt und Land, hat sie Ortsgruppen gebildet, an denen sich alle Kreise beteiligen. Kurse für Hauswirtschaft und Gartenbau werden abgehalten, Hausfrauenschulen werden gegründet.

Die andere Frauenorganisation, der „Lotta-Svärd-Verein“, ist eine Kriegszeitgründung und zieht die Frauen zur Mithilfe in der Behauptung der Unabhängigkeit des Landes heran. Lotta Svärd war eine Marketerin, eine Mutter der Soldaten. In vier Sektionen arbeitet der Verein für das Sanitätswesen, Verpflegung und Ausrüstung und für die Sammlung von Geldern.

Es fehlt bei uns Schweizern sicher nicht an Sympathien für das finnische Völklein, das, ähnlich wie wir, durch Arbeit und loyalen Kampf sich Unabhängigkeit, Wohlstand und innern Frieden erstritten hat. Diese Sympathie zu stärken und zu mehren war der Zweck der vorliegenden Zeilen.

H. B.

Der Reisekamerad.

(Fortsetzung.)

Eine finnische Novelle von Pietari Päiväranta.

Während wir so sprachen, kamen wir an ein Gehöft. Es war eine Raststelle und der Alte meinte, hier sein Pferd füttern zu wollen. Dies war auch meine Absicht, denn obwohl ich keine Lust hatte, war ich doch bereits solange gefahren, daß das Pferd der Ruhe und des Futters bedurfte. Wir führten auf den Hof. Der Schlitten des Alten scharrte schwer auf dem bloßen, aufgeweichten Boden in der Nähe des Gehöftes und wir beide halfen dem mageren, mit allen Kräften arbeitenden Pferde.

Als wir unsere Pferde ausgespannt und ihnen das Heu vorgeworfen hatten, nahmen wir unsere Vorratstaschen und begaben uns in die Hütte, denn auch wir hatten ein kleines Frühstück sehr nötig.

Der Alte nahm seine Tasche aus Birkenrinde, suchte etwas daraus hervor und setzte sich auf die Bank in der Ofenecke. Ich war neugierig, woraus die Reisekost des Alten bestand, und machte mir deshalb etwas an dem Ofen zu schaffen. Karg und dürrig war sein Essen, schwarz die Rinde Brot, die er brach, scharf und bitter die Zukost zu dem kraftlosen Brote: einige Salzkörner in einer Birkenrinde, in die er sein wenig schmackhaftes Brot eintauchte.

Ich wendete mich von diesem Anblick ab und nahm meinen Reisefack hervor. Dabei versuchte ich, so ruhig und gleichgültig auszusehen, wie nur möglich, obgleich die wunderbarsten Gefühle mein Herz bewegten. Als ich äußerlich scheinbar meine Fassung wieder gewonnen hatte, sagte ich zu dem Alten:

„Kommt her und eßt von meiner Kost!“ Der Alte sah auch jetzt in mein Antlitz und antwortete nichts, ebenso wenig folgte er meiner Aufforderung. Vielleicht hatte er nicht recht gehört, oder vielleicht hielt ihn sein Wunsch, mit dem, was er selbst hatte, zurecht zu kommen, ab, eine so große Freigebigkeit anzunehmen.

„Kommt, kommt her und eßt“, forderte ich ihn wiederum auf. —

„Weshalb seid Ihr so gut gegen mich“, sprach der Alte und begann, seine magere Kost wieder in die Tasche zu stopfen. Darauf kam er mit langsamen Schritten auf mich zu, mit hastigem Blick mir gerade ins Gesicht schauend, gleichsam um sich zu überzeugen, ob meine Aufforderung ernst gemeint war.

„Wir sind ja schon so bekannt, daß wir gut zu einander sein können“, sagte ich. „Setzt Euch jetzt und eßt“, ermahnte ich ihn von neuem.

Nach dieser Aufforderung setzte sich der Alte nieder, um zu essen, und ich muß gestehen, daß er immer noch bei gutem Appetit war.

* * *

Wir sollten uns trennen. Der Alte setzte seinen Weg zur Stadt fort und ich verfolgte meinen Weg und meine eigenen Geschäfte. Während ich nun ganz allein dahinzog, konnte ich den eigentümlichen Alten, mit dem ich auf der Reise zusammengetroffen war, nicht aus meinen Gedanken verdrängen. Sein mageres Pferd, dieses und des Alten schlechte Kost, seine zerrissene Kleidung und sein vorzeitig gealtertes Antlitz standen beständig vor meinen Augen.



Holzflosser in Sinnland.

Ueberdem glaubte ich beständig vor meinen Ohren die Worte zu hören: „Ja, so würde der denken, der die Sache nicht kennt!“

In diesen Gedanken reiste ich weiter, einen Tag, zwei Tage. Vor mir sah ich jetzt ein großes und dichtgebautes Kirchdorf. Das Dorf war ausgedehnt, und ausgedehnt waren auch die Aecker, zwischen denen die Gebäude, eines immer stattlicher als das andere, in dichten Reihen standen. Es waren keine Neuanpflanzungen, sondern alte, längst bestehende Gehöfte. Auf ihnen war so mancher Kampf ausgekämpft, manches Leben erloschen — auf ihnen hatte man schon im grauen Altertum gekämpft und gelebt, unter vielen Generationen, und die Zeitheit freute sich der Früchte und genoss sie, die aus den Klagen, Seufzern, Leiden und der Unterdrückung früherer Zeiten entstanden waren. Vielleicht keiner von ihnen hatte seinen Zehnten an den Pfarrer nicht bezahlt — ja, ja, vielleicht.

Die stattliche Kirche stand auf einem hohen Hügel, am Strande eines schönen, langgestreckten Sees, und ein dichter Fichtenwald umgab sie von allen Seiten. Ein wenig entfernter, auf einer weit in den See hineinragenden Landzunge, war der prächtige Pfarrhof gelegen, der von einem dichtbelaubten Parke eingeschlossen war. Meine Angelegenheit, derentwegen ich mich auf der Reise befand, führte mich auf den Pfarrhof. Stattlich war er von außen und stattlich von innen. Alles, was die moderne Zivilisation hervorbringen konnte, hatte man hier zu sehen Gelegenheit.

Der Pfarrer saß in seinem schönen, gepolsterten Lehnstuhle. Er war eine hochgewachsene, volle und stattliche Erscheinung; man konnte von ihm nicht sagen, daß er vor der Zeit gealtert sei. Er war Pfarrer in dem Kirchspiel, zu dem Mattis „Sungefeld“ gehörte, und seiner Einkünfte wegen war Matti jetzt auf dem Wege in die Stadt, und seinen Zehnten hätte jener so gern bezahlt, wenn er nur gekonnt hätte. Das stattliche Dorf war Mattis Kirchdorf und er, als ein Mitglied der Versammlung, gehörte rechtlich zu diesem Dorfe.

Als ich bei dem Pfarrer eintrat, war auch der Küster dort, den der Pfarrer gerade anfuhr!

„Auch du tust, als wärest du ein redlicher Mann nach deiner Meinung, und noch hast du mir kein einziges Mal gesagt, wie viele Kühe ein jeder hat, obwohl ich sehr gut weiß, daß du jetzt wieder die Zahl der Kühe auf den meisten Höfen ermittelt hast“, sprach der Pfarrer.

„Wer? Ich?“ erwiderte der Küster.

„Sawohl, du“, antwortete der Pfarrer und sah dem Küster scharf, fast überlegen in die Augen.

„Wie soll ich denn wissen können, wie viele Kühe ein jeder hat?“ meinte der Küster gefügig. Er schien augenscheinlich jedem heftigeren Wortwechsel entgegen zu wollen.

„Du weißt es wohl, ich weiß es, aber du willst es mir nicht verraten. Die Schurken stehlen mir soviel, und wer mit ihnen hält, ist teilhaftig an ihrer Sünde. Weißt du, Küster, was des Diebes Lohn wird?“ rief der Pfarrer heftig.

Der Küster schien kein Stiefenpferd zu sein. Die Röte des verletzten Selbstgefühls und der gekränkten Ehre stieg ihm in die Wangen, und er antwortete auf diese, auch nach meinem Dafürhalten zu weit gegangene Beschuldigung:

„Ich glaube nicht, daß es meine Pflicht ist, in der Gemeinde herumzuwandern und die Kühe der Leute nachzuzählen, um dies dem Herrn Pfarrer dann zu hinterbringen. Ebenso wenig glaube ich, weder vor Gott noch den Menschen, für überzählige Kühe verantwortlich zu sein. Zwar gibt es auf Erden zwei Arten von Menschen, von denen die eine ihre Einkünfte so groß wie möglich, die andere ihre Ausgaben so gering wie möglich machen will, aber auch dafür halte ich mich nicht verpflichtet, auf irgend eine Weise die Verantwortung tragen zu müssen. Wer oft in die Hütten der Armen getreten ist und mit ihnen verkehrt hat, der weiß sehr wohl, warum es so ist. — Der Herr Pfarrer

hat nach meiner Meinung mehr gesprochen, als was recht und billig ist.“

Jetzt war die Reihe des Errötens an dem Pfarrer. Er fuhr mit dem ganzen Nachdruck seiner Amtswürde auf den Küster los.

„Weißt du, Küster, mit wem du sprichst?“

„Das weiß ich sehr gut. Ich spreche mit dem Herrn Pastor, wenn auch nicht gerade mit dem gnädigen“, fügte er darauf hinzu und ging. Weder der Küster noch der Pfarrer verabschiedeten sich.

Ich hatte nun Gelegenheit, mein Geschäft vorzutragen. Der Pfarrer war bei sehr gereizter Laune; er war augenscheinlich durch des Küsters aufrichtige Rede erregt.

„Dieser Flegel hat Kopf und Mund überall und schämt sich nicht, denen entgegenzutreten, die besser sind als er. Er hat sich häufig starrköpfig aufgeführt, so daß schon mancher Priester mir gesagt hat: ‚Wäre er mein Küster, ich würde ihn schon kirre bekommen!‘ Aber versuchen Sie, ihn kirre zu machen! Sie haben ja selbst gesehen, wie es dann kommt“, sagte der Pfarrer ärgerlich.

Ich hatte darauf nichts zu antworten, denn mir schien es, als ob der Pfarrer selbst die meiste Ursache zu dem Wortwechsel gegeben hätte. Ich war nur ergeben und brachte höflich mein Anliegen vor. Das half; der Pfarrer wurde höflich und entgegenkommend, und bald waren wir in lebhaftem Gespräch über dieses und jenes. Der Pfarrer schien das Volk, seine Sitten und Gebräuche sehr gut zu kennen, wenigstens glaubte er es, nach seinen Reden zu urteilen. Er hegte die Ansicht und sprach viel davon, daß die Menschen, oder richtiger das Volk, nicht so viel Verstand hätten, um die Dankbarkeit gegen ihren größten Wohltäter zu begreifen. Der Pfarrer erwähnte zwar nicht, wer dieser größte Wohltäter des Volkes ist, aber seine Worte und Urteile waren deutlich genug, um zu verstehen, daß der Herr Pfarrer sich selbst damit meinte. Diese Rede hatte nach meiner Meinung sehr viel Ähnlichkeit mit einer Märtyrerpredigt.

Ich hatte mein Geschäft nach Wunsch erledigt und begab mich auf den Weg.

Aber wie es kam, Svältbada Matti und seine Leerlast drängte sich unwiderstehlich in meine Gedanken. Ich verglich die Stellung und das irdische Auskommen im Leben der Menschen miteinander, ich stellte Matti dem Pfarrer gegenüber und fand, daß ein großer Unterschied in ihren Lebensgewohnheiten bestand. Ungleich, sehr ungleich waren ihre Verhältnisse. In einer stattlichen und bequemen Wohnung, mitten in den Genüssen des Lebens, an gefüllten Fleischtopfen und von allem umgeben, was das Leben an Bedürfnissen hat, lebt der eine, ohne sich um Sorge oder Mühe zu kümmern, und ohne Auspändung zu befürchten. Der andere dagegen lebt unter steter Arbeit und Sorge in Hunger und Kälte, in beständigem Kummer und Gram, von einer nackten und hungernden Familie umgeben, im Kampfe mit einer fargen und dürftigen Natur, unter steter Furcht seine Kräfte anspannend, um seine häuslichen und sozialen Pflichten zu erfüllen, und um endlich doch der schweren Bürde des Lebens zu erliegen.

Solche Phantasien lebten in meinem Kopfe, und solche Ungleichheiten sah ich zwischen dem Pfarrer und Svältbada Matti. So zeigte sich ihr äußeres Leben, aber als Menschen sah ich keinen Unterschied zwischen ihnen.

Meine Angelegenheiten hielten mich mehrere Tage in dem Kirchdorfe auf. Nachdem ich alles ausgerichtet hatte, setzte ich mich wieder in Bewegung, um weiter zu reisen. Mein Weg führte mich in entlegenerer Gegenden, und die Wege waren zu verworren und irre führend, so daß ich mir einen Wegweiser nehmen mußte. In tiefen Gedanken versunken sah ich in meinem Schlitten, der Wegweiser führte das Pferd und sang leise seine Lieblingslieder. Es war ein junger Mann und schien von den Sorgen dieser Welt völlig unberührt. — Eine solche Zeit ist die glücklichste im Leben der Menschen. (Schluß folgt.)

Patriotische Worte.

(Von einem Auslandschweizer.)

Nicht ohne Grund und Berechtigung wirft man etwa patriotischen Reden und Artikeln vor: Das sind ja nur Phrasen, das ist ja nur hohles Geschwätz! Nur auf die Gesinnung, auf die Tat ist abzustellen! Nicht an den Worten, an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen!

Freilich — Vernunft kann Unsinn werden, Wohlthat Plage. Man kann mit dem Besten und Höchsten Mißbrauch treiben. Der Name Gottes wird oft zu sehr un-göttlichen Dingen herangezogen. Und gerade das patriotische Wort „Vaterland“ mag an manchem Fest und Festchen, in Wort und Schrift recht wohlklingend, hundertmal ausgesprochen werden und eben doch nur leeres Geschwätz bleiben.

Dennoch — „das Mächtigste auf Erden ist das Wort“. Im Namen Gottes werden Menschen und Völker auch gesegnet. Wie oft hat ein knappes, starkes Bibelwort manchem Irrenden und Suchenden Halt und Richtung gegeben. Und möchten wir wirklich aus unserem Leben wegdenken wollen, was uns die Dichtung an großen und hohen Worten gegeben hat? Was bedeutet uns doch gerade in diesen Tagen die Rüfli-Szene aus Friedrich Schillers „Wilhelm Tell“, der patriotische Hymnus unseres Gottfried Keller „O mein Heimatland, o mein Vaterland!“

Für uns Auslandschweizer, für uns von der Heimat Getrennte, liegt in den Worten „Heimat“ und „Vaterland“ ein besonderer Zauber. Für uns haben diese Worte die lebendige Kraft eines Symbols. In fremder Umgebung, umschwirrt von fremdem Laut und fremder Meinung berühren sie unser Innerstes, unsere Wurzelhaftigkeit, die Grundlagen unseres persönlichen Seins, unsere Ueberzeugungen, unsere Ideale. Rufe einem Schweizer, der noch Schweizer ist, seine Heimat ins Gedächtnis und er wird überall und gegenüber allem schweizerische Stellung beziehen. So stark sind das Wort und die Vorstellung „Heimat“, „Vaterland“!

Darum scheuen wir nicht davor zurück, patriotische Worte in den Mund zu nehmen. Sie gehören zu unserm geistigen Brot. Zumal in weihvoller Stunde der Bundesfeier sollen sie aufs neue und fester das Band knüpfen zwischen uns und dem Boden, dem wir entstammen. Sie sollen das kräftige Zeugnis unserer unverbrüchlichen Zugehörigkeit zur schweizerischen Heimat sein. Wir sprechen sie aus mit besonderer Bewegtheit und erneuern damit — am Geburtstag der schweizerischen Eidgenossenschaft — den Bundeschwur: „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern!“

Nicht nur in weihvoller, feierlicher Stunde brauchen wir das patriotische Wort. Wir Auslandschweizer brauchen es immer. Denn das Wort und die Vorstellung „Vaterland“ sind für uns ein menschliches und weltanschauliches Programm. Stärker vielleicht als manchem Eidgenossen in der Heimat bedeutet gerade für uns die Schweiz eine Idee, die unserm Denken und Wollen, unserm Leben und Streben Richtung geben will und soll. Schweizerisches Menschentum, schweizerisches Volkstum — das sind für uns Ideale, emporwachsend aus der besonderen Art unseres Landes und unserer Geschichte. Wohl verstanden — das sind Ideale, das sind Möglichkeiten, die erst durch uns selber Leben und Wirklichkeit erlangen. Wir Schweizer sind die Schweiz und in dem Maße, als wir es bewußt und in der Einstellung auf die aus der lebendigen Gegenwart geschöpften Ideale sind, bilden wir ein Volk, eine Nation, dürfen wir uns Patrioten nennen.

Von solcher Warte aus muß auch das patriotische Wort seinen Inhalt und seinen Wert bekommen. Dann wird es uns Führer und Erzieher sein. Er wird uns helfen, unsere nationale und damit auch übernationale Aufgabe zu lösen. Mag in der Heimat schon die schweizerische Atmosphäre an und für sich ausreichende Grundlage für die nationale Erziehung sein, wir in den Auslandschweizerkolonien können niemals auf das vernehmliche patriotische Wort verzichten.

Wort und Begriff „Vaterland“ sind Brennpunkt im Leben der Auslandschweizervereine, im Verkehr der in der Fremde wohnenden Mitgedenken untereinander, in unserem eigenen Pressewesen. Welches andere Gut hätten wir denn zu pflegen und zu hüten als unsere völlige Verbundenheit mit der Heimat!

Also pflegen wird das patriotische Wort in Rede und Schrift, an Fest und Versammlung, in Zeitung und Buch. Möge es gerade anlässlich der sich wiederholenden Bundesfeier denen, die zum Wort berufen sind, gelingen, das rechte Wort zu finden, das Wort, das Kraft besitzt, den erneuerten Bundeschwur zur Gesinnung und Tatbereitschaft emporzuheben. Dann ist auch das patriotische Wort eine reife und gute Frucht!

Der Spielverderber.

Ein lauer, schöner Sommerabend umfängt die Stadt, unschmeichelt ihre Gärten und ihre Promenaden, der grüne Strom spiegelt das rotflammen Abendgold. Eine kleine, schattige Anlage inmitten des Häusergewirrs, an die Brücke gelehnt, über die endlos, unaufhörlich die Fieberhaft des Verkehrs und jetzt das Sehnen und die Eile des Feierabends laufen und rollen. Die vollen, runden Kastanien überdachen die wenigen, arg verstaubten und abgenutzten Bänke, deren einer mich trotzdem auf ein halbes Stündchen zum Sitzen und Sinnen lockt.

Auf dem vertretenen Kiesplatz der Anlage spielen ein paar Jungen Fußball. Der eine, ein untersehter, wadenfester, kräftiger Bub, mit hellen, lustigen Augen unter den kurzen, schwarzen Haarstoppeln, stößt am besten und flinksten und überholt seine schwächeren Gegner, zwei kleine, schmächtige Jungen, von denen der eine, bewundernd und neidlos, sich an dem robusteren Spieler jattsieht. Ein frohes, freies und ränkelloses Spiel, an dem ich meine Freude habe.

Da steht plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, am andern Ende der Anlage, der Straße zu, ein aufgeschossener, magerer Junge, einen Rucksack umgehängt. Sein roter, bürtstesteifer Haarpelz brennt ordentlich im Schattengrün, und lauerten, hämischen Blickes verfolgt er das eifrige Hin und Her des Spiels. Und wie einmal der Lederball zu dem kleinen, schmächtigen Buben hinüber sauft, pufft er diesen grob bei Seite und mischt sich ungeheiß und frech in das Spiel, fängt den Ball ab und stößt ihn hoch, aber nicht frei und gegnerisch led, sondern sichtlich gehässig und roh, ein richtiger Spielverderber, der Streit sucht.

Und nicht lange währt es, so geraten der flinke, mutige Schwarzkopf und der rothaarige Frechling hart aneinander. Doch dieser entwischt bald feige dem Zusammenprall, denn er merkt wohl, daß seine magere Aufgeschossenheit den kräftigen Fäusten des andern nicht gewachsen ist. Aber den Ball fängt er wieder hinterrücks ab, behält ihn schadenfroh und ein böses Lachen verzerrt sein Laubfledergesicht. So geht das gestörte Spiel unerfreulich weiter, bis dort hinter dem Rothhaarigen einer auftaucht, der dessen Schliche durchschaut und ihm eins auswischt.

Der Rothhaarige trollt sich, speit noch sein Spottgift aus und verbeißt wütend das Heulen. Mich freut die verdiente Abfuhr des gehässigen Spielverderbers und das frische Lachen der andern, die, gleichsam vom Bösen befreit, ihr frohes Spiel weiter treiben, bis sie schlägs sieben die Essenszeit einträchtig heimruft.

Oft aber, im Hin und Her des Alltagsspiels, sehe ich jenen Rothhaarigen vor mir, und es will mir scheinen, als brennten seine Feuerstoppeln aus seinem bösen Gewissen heraus. Viele Menschen sind wie er: heimtückisch und streitsüchtig suchen sie mit einer wahren Wohlhust friedliches Zusammenspiel zu verderben. Das Spiel aber ist unser Leben und das Leben umfaßt die ganze, weite Welt, in der es leider Gottes immer noch zu viele der Spielverderber gibt und geben wird.

Ernst Dser.